Afrika und Europa.
Koloniale und Postkoloniale Begegnungen

Africa and Europe.
Colonial and Postcolonial Encounters

6

Christiane Küchler Williams
Marianne Bechhaus-Gerst
(Hrsg.)

„Südwest ist u. bleibt das Land der Ueberraschungen u. Enttäuschungen"

Die Tagebücher des Missionskaufmanns Gustav Hellmann und seiner Frau Elisabeth, 1907-1923

PETER LANG
EDITION

„Südwest ist u. bleibt das Land der Ueberraschungen u. Enttäuschungen“

Afrika und Europa.
Koloniale und Postkoloniale Begegnungen

Africa and Europe.
Colonial and Postcolonial Encounters

Herausgegeben von/Edited by Marianne Bechhaus-Gerst

Band/Vol. 9

PETER LANG
EDITION

Christiane Küchler Williams
Marianne Bechhaus-Gerst
(Hrsg.)

„Südwest ist u. bleibt das Land der Ueberraschungen u. Enttäuschungen“

Die Tagebücher des Missionskaufmanns Gustav Hellmann und seiner Frau Elisabeth, 1907-1923

PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISSN 1614-9904
ISBN 978-3-653-03154-6 (E-Book)
DOI 10.3726/978-3-653-03154-6
ISBN 978-3-631-63907-8 (Print)

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2013
Alle Rechte vorbehalten.
Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Berlin · Bruxelles · New York · Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

Inhalt

Einleitung 7
Die Tagebücher – Gustav Hellmann 7
Die Tagebücher – Elisabeth Hellmann 9
Zu dieser Ausgabe 10
Sprache und kolonialer Diskurs 11

Familiengeschichte 13

Gustav Hellmanns Deutsch-Südwest 17

Frauen in den Kolonien 24

Die Tagebücher des Gustav Hellmann 35

Die Tagebücher der Elisabeth Hellmann, geb. Meyer 301

Persönliche Danksagung 341

Einleitung

Die Tagebücher – Gustav Hellmann

Der Barmer Kaufmann Gustav Hellmann (1852-1937) reiste 1907 in die damalige Kolonie Deutsch-Südwestafrika, um eine Stelle als Missionskaufmann bei der Firma Hälbich in Karibib anzutreten. Während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes, unterbrochen nur von einem Deutschlandbesuch im Jahre 1912, führte er gewissenhaft Tagebuch. Seine drei Bände umfassenden Aufzeichnungen befinden sich im Privatbesitz der Nachkommen und werden hier, zusammen mit den zwei kurzen Tagebüchern seiner Frau Elisabeth, zum ersten Mal veröffentlicht.

Gustav Hellmanns Tagebuch ist – buchstäblich vom ersten bis zum letzten Eintrag – geprägt von einem tiefen Pietismus. Bibel- und Kirchenliederzitate sowie Gebetswünsche und Dankesgebete durchziehen alle Tagebücher – kommentieren, bestärken und trösten über die Jahre hinweg. Inhaltlich überwiegen soziale und politische Beobachtungen. Neben den kleinen und großen Neuigkeiten des Alltags (Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, Schützenfeste, Kirchweihen, Regenzeiten, Gemeinderatswahlen, Missionskonferenzen, Kaisersgeburtstag, etc.) finden sich Reisebeschreibungen durch die Kolonie mit allen landesüblichen Transportmitteln sowie Berichte von Wanderungen, Höhlenerforschungen und Jagden. Die wenigen geologischen und botanischen Beobachtungen erfolgen eher beiläufig oder aufzählend. Gustav Hellmanns Hauptaufmerksamkeit gilt seinem Bekanntenkreis, der weißen deutschen Kolonialbevölkerung. Interaktionen mit der einheimischen Bevölkerung erfolgen nur an den traditionellen Berührungspunkten, vor allem bei Reisen als Begleiter und Diener oder bei Missionsgottesdiensten.

Da Gustav Hellmann während seiner Junggesellenzeit im Missionshaus Karibib wohnt und dort auch die durchreisenden deutschen und finnischen Missionare beherbergt werden, ist er bestens über Ereignisse, auch über die Landesgrenzen hinaus, unterrichtet. Seine politischen Lageberichte und „Sittenbilder“ über den unchristlichen Zustand der Kolonialbevölkerung werden oft durch gehörte oder gelesene Anekdoten ergänzt. Die detaillierten Berichte über die ersten Landesausstellungen (1909 und 1910) bieten einen Einblick in die wirtschaftliche Lage der Kolonie und ihre damaligen Erzeugnisse. Über große politische Ereignisse verfasst Gustav Hellmann, zusätzlich zu seinen Tagebucheintragungen, auch Berichte für die Windhuker Nachrichten und schickt Artikel über koloniale Themen an deutsche Zeitungen. Für ihn wichtige Zeitungsberichte werden wiederum im Tagebuch exzerpiert. Am häufigsten finden sich Erzählungen und Reflexionen über den Kolonialkrieg gegen die Hereros, oft angeregt durch

den Besuch bei seinem Onkel, Missionar Friedrich Bernsmann, der die verbliebenen Hererowaisen betreut, oder durch die Besichtigung der Kampfschauplätze.

1910 ruft Gustav Hellmann den CVJM Karibib ins Leben und führt in seinem Tagebuch genau Buch über die Themenabende der nächsten Jahre. Damit dokumentiert er das zeitgenössische Interessenspektrum der bürgerlichen deutschen Kolonisten: Die Vorträge reichen von naturwissenschaftlich (Livingston, Nordpolerforschung, Entdeckung Amerikas) über christlich-problematisch (Entstehung des Menschen, Auferstehung Christi, das Leben Mohammeds, Spiritismus, Animismus) bis zu lokal relevant (Henrik Witbooi, Burenkrieg, Kolonialpolitik) und heimatsbezogen (Bayern, Ostfriesland, Königin Luise, Bismarck, Friedrich der Große).

Ankommen und Einleben – Wurzeln schlagen – Kriegsunruhen und Abschied nehmen, so könnte man die drei Tagebuchbände überschreiben. Während das erste Tagebuch (bis Ende 1909) mit den Erfahrungen und Entdeckungen eines neu angekommenen Kaufmanns in Afrika gefüllt ist, überwiegt im zweiten Tagebuch, das mit seiner Deutschlandreise und Verlobung (1912) endet, das Bemühen um den Aufbau der Gemeinde bzw. des CVJMs. Im dritten Tagebuch werden die ersten Ehejahre und die Geburt der Tochter Liselotte (1914) bald von den Ereignissen des Ersten Weltkriegs überschattet. Gewissenhaft zeichnet der als Reiter der Schutztruppe verpflichtete Gustav Hellmann die Entwicklung des Krieges in der Kolonie nach. Da er bald zur Buchhaltung im Zahlmeisterbüro des Kommandos abgestellt wird, nimmt er an keinen Kampfhandlungen teil, es finden sich aber Augenzeugenberichte anderer von kleineren Gefechten. Die Wahrnehmung der Kriegserlebnisse in Europa durch den Filter der englischen Agentur Reuter und das so immerwährende Misstrauen ob ihrer Verlässlichkeit sowie das Gefühl des Abgeschnittenseins vom Weltgeschehen dominieren die Einträge. Dazu kommt die Ungewissheit über die Familie in Deutschland, vor allem über das Soldatenschicksal der männlichen Verwandten und Freunde. Nach der Kapitulation Deutsch-Südwestafrikas (Juli 1915) beherrschen Zustandsberichte über das Leben im von Engländern besetzten „Schutzgebiet“, die Schikanen für die Deutschen, das Schmuggeln deutscher Zeitschriften sowie die aufkommende Geldnot in der Kolonie die Tagebucheinträge. Detaillierte Aufzeichnungen der Schlachten und der politischen Entwicklungen in Europa beleuchten immer wieder den Gegensatz von ruhigem „Schutzgebiet“ und brennendem Europa. Das Hin und Her der Kriegsberichterstattung spiegelt sich in freudigen und niedergeschlagenen Tagebucheinträgen wieder. Nach der Niederlage Deutschlands und dem im April 1919 erlassenen Befehl, dass die „Schutztruppe“ Südwest verlassen muss, folgen bittere Berichte vom Schicksal der zwangsrepatriierten Beamten und ihren auseinandergerissenen Familien, über

das Sterben des Geschäftsbetriebs ohne deutsche Kunden, die steigende Inflationsrate sowie dem erwachenden Selbstbewusstsein der einheimischen Bevölkerung. Einziger Lichtblick in dieser Zeit ist die langersehnte Geburt der zweiten Tochter Erika (1920). Das Tagebuch endet mit der immer wieder aufgeschobenen Heimreise der Familie Hellmann nach Deutschland im April 1923.

Die Tagebücher – Elisabeth Hellmann

Die zwei kurzen Tagebücher von Gustav Hellmanns Frau Elisabeth, geb. Meyer (1883-1955), umfassen den Zeitraum von der Geburt der Tochter Liselotte 1914 bis 1918. Sie wurden als laufender Bericht über die Fortschritte der Tochter für die in Deutschland lebenden Großeltern verfasst, und so dominieren Anekdoten über Schlaf- und Essgewohnheiten, Kinderkrankheiten sowie erste Zähne, Lauf- und Sprechversuche, später auch Streiche der Tochter. In regelmäßigen Abständen wurden Fotos eingeklebt. Neben den Berichten über Tochter Liselotte spiegelt das Tagebuch Elisabeths auch den Alltag der Kolonialfrauen wieder. Es finden sich Einträge über die Knappheit von Nahrungsmitteln oder Seife, den Stoffmangel für Kleidungsstücke, die Notwendigkeit, selber Spielzeuge und Puppen für die Tochter zu basteln, oder die Versuche, die europäischen Bedürfnisse den lokalen Ressourcen anzupassen. Als Teil der Kolonialhausfrauensorgen wird über den Umgang mit den afrikanischen Dienstboten berichtet – so die Versuche, ihnen die Grundlagen des europäischen Reinlichkeitlichkeitsanspruches bei Hände- und Wäschewaschen beizubringen oder das Kochen ohne Anzubrennen und Servieren ohne Geschirr zu zerbrechen. Gleichzeitig steht Elisabeth Afrikanerinnen und Afrikanern nicht ablehnend gegenüber. Tochter Liselotte hängt sehr an ihrer Kinderfrau Mahongu (die auch auf Fotos abgebildet ist), und die Versuche des Kindes, die einheimische Bevölkerung nachzuahmen, indem sie ihre Puppen im Abafell auf dem Rücken herum trägt, werden wohlwollend amüsiert berichtet. Elisabeth Hellmann berichtet sachlich über ihre Gesundheitsprobleme (vor allem mit Darm, Lunge, Niere und Zähnen), die als typisch für Kolonialfrauen hingenommen werden. Nur im nachträglichen Vergleich mit dem Tagebuch ihres Mannes lassen sich auch ihre schweren Malarieerkrankungen und zwei Fehlgeburten erschließen.

Auch Elisabeth Hellmanns Tagebücher berichten auch über die Kriegsjahre, jedoch aus dem Blickwinkel der zurückgeblieben Frau mit Kind. Zehn Monate ist ihr Mann bei der Schutztruppe und sie muss sich und Liselotte in Karibib versorgen und schließlich vor der englischen Übermacht ins Landesinnere fliehen. Doch auch das sicher geglaubte Gaub wird von den Buren im Gefecht erobert, Verfolgungen deutscher Soldaten und Brandschatzung durch die Buren werden fast beiläufig zwischen alltäglichen Freuden und Nöten berichtet. Wie-

der zurück in Karibib und mit dem Ehemann vereint, dominieren Berichte über die engen Wohnverhältnisse auf Grund der vielen Vertriebenen und der tägliche Kampf um Lebensmittel. Die Aufzeichnungen enden recht plötzlich – mitten im zweiten Tagebuch und fünf Jahre vor der Rückkehr nach Deutschland – und schließen mit der Sorge um die in Deutschland lebende Familie, von der es so lange keine Nachrichten gegeben hat.

Zu dieser Ausgabe

Die Tagebücher Gustav Hellmanns bestehen aus drei weinrot eingebundenen Büchern aus geprägter Pappe mit Goldschnitt (17 x 21cm) und wurden über einen Zeitraum von sechzehn Jahren (31. März 1907 bis 18. April 1923[1]) verfasst. Elisabeth Hellmanns Aufzeichnungen von 1914 bis 1918 befinden sich in zwei Bänden, der erste ebenfalls aus geprägter Pappe, anthrazit (17 x 21cm), der zweite kleiner (14 x 20cm), olivgrün mit dem golden eingeprägten Wort „Tagebuch“ und einem Messingschloss.

Der folgende Text ist eine Transkription der Tagebücher aus der handschriftlichen Deutschen Schrift. Worte und Sätze, die im Original in moderner Schreibschrift geschrieben wurden, sind im Druck kursiv gesetzt. Die heute manchmal ungewohnte Orthographie wurde ebenso beibehalten wie die oft inkonsequent variierende Schreibweise mancher Wörter und Eigennamen. Wenige Korrekturen oder Ergänzungen zum besseren Verständnis wurden in eckigen Klammern [ ] hinzugefügt. Gedoppelte Worte (oft bei Seitenwechseln oder am Anfang und Ende eines langen Satzes) wurden stillschweigend gelöscht. An drei Stellen konnte das Original nicht entziffert werden; in diesen Fällen wurde das Wort mit [?] versehen. Bisweilen auftretende ungrammatikalische Satzkonstruktionen wurden belassen, auch das mittels eines Apostrophs abgetrennte Genitiv-„s“, wurden, obwohl inkonsequent ausgeführt, beibehalten. Vereinheitlicht wurde die Handhabung der Anführungszeichen, die oft am Anfang oder Ende eines Zitates fehlen und die, ohne weitere Kennzeichnung, zum besseren Verständnis ergänzt wurden. Alle Abkürzungen wurden ebenfalls belassen. Zur besseren Lesbarkeit wurden schließlich wenige Kommata hinzugefügt, da die im Original dem Verständnis helfenden Zeilen- oder Seitenumbrüche im Druck nicht beibehalten werden konnten. An wenigen Stellen benutzt Gustav Hellmann – nicht immer korrekt – die Schnalze des Khoekhoegowab (von ihm als „Namaqua“ be-

1 Die Tagebücher weisen nur zwei größere Lücken auf: nach der Hochzeit, von April 1913 bis Mai 1914, und von März bis September 1915, dem Zeitraum des Kriegsendes und der Gefangenschaft. (Hier führte Gustav Hellmann zwar Tagebuch, jedoch auf losen Blättern, die leider nicht erhalten geblieben sind).

zeichnet). Diese sind originalgetreu wiedergegeben und in den Fußnoten erläutert.

Der Text wurde mit erläuternden Anmerkungen zu Personen, historischen Ereignissen und Erklärungen lokaler Begriffe versehen.

Sprache und kolonialer Diskurs

Keines der vorliegenden Tagebücher wurde mit dem Gedanken zur Veröffentlichung geschrieben. Auch wenn Gustav Hellmann einige seiner Berichte ebenfalls an Zeitschriften sandte, ist doch das Tagebuch eindeutig privater Natur. Elisabeths Aufzeichnungen sind zwar explizit zum Lesen geschrieben, aber nur für den begrenzten Leserkreis der Verwandten. Das Führen eines Tagebuchs war zu Beginn des 20. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen durchaus üblich. Mit der streng chronologischen Form, den Berichten alltäglicher Begebenheiten sowie den eingestreuten Anekdoten und erzählenden Beschreibungen der Reisen entsprechen Gustav Hellmanns Aufzeichnungen dem zeitgenössischen Stereotyp und Ideal des Tagebuchs.[2] Eine detaillierte Gattungsanalyse kann und soll sich hier jedoch nicht anschließen, da die vorliegende Arbeit mit ihrem Schwerpunkt auf der kommentierten Quellenwiedergabe bewusst auf einen literaturgeschichtlichen Fokus verzichtet. Was diese Edition ebenfalls nicht leisten kann, ist eine detaillierte postkoloniale Analyse der Texte.

Trotzdem erscheinen einige Anmerkungen zum Thema „Sprache und kolonialer Diskurs“ angebracht. Sprache ist ein machtvolles Instrument des kolonialen und rassistischen Diskurses. Eine Textedition wie diese reproduziert zwangsläufig koloniale Gewalt- und Machtverhältnisse. Die Herausgeberinnen sind sich dessen bewusst, haben aber auf eine Dekonstruktion der Texte bzw. der entsprechenden Begriffe verzichtet, um die Verstehbarkeit zu erhalten. „Afrikaner“ sind für Gustav Hellmann die in Südwest lebenden Deutschen. Zur Benennung der einheimischen Bevölkerungsgruppen werden von ihm die Bezeichnungen „Hottentotten“, „Nama“, „Buschleute“, „Bergdamara“, „Herero“ und „Bastard“ verwendet. Sie werden trotz ihres Großteils rassistischen Charakters zwar kommentiert, aber nicht korrigiert. Einer der machtvollsten Begriffe, das „N.-Wort“, findet sich aber mit der Initiale geschrieben wieder.

Gustav Hellmanns Weltbild ist das eines weißen, pietistischen Kolonisten. Dies bedeutet, dass er einerseits das Missionsideal „Eine Herde und ein Hirt“[3], also die Gemeinschaft aller Gläubigen ohne Rücksichtnahme auf Herkunft und Hautfarbe, bejaht und sich auch - vor allem im Gegensatz zu den Farmern - als

2 Siehe Gattungsgeschichten des Tagebuchs, z.B. Arno Dusini *Tagebuch: Möglichkeiten einer Gattung*, 2005.

3 29. Dezember 1908.

subjektiv „eingeborenenfreundlich“ wahrnimmt, gleichzeitig aber auch im zeitgenössischen kolonialen Diskurs verhaftet bleibt.

So finden sich abfällige Bemerkungen über die Intelligenz der Einheimischen[4] und die Ansicht, dass Ereignisse vor Ankunft der Deutschen als „prähistorisch“ anzusehen sind[5]. Grausamkeiten gegenüber Afrikanerinnen und Afrikanern werden unreflektiert berichtet[6] und für die späteren „frechen“[7] Forderungen der Menschen nach Selbstverwaltung hat er kein Verständnis.

Als Partnerin kann Gustav Hellmann sich nur eine „holde[.] blonde[.] Frau“[8] vorstellen und lehnt Ehen zwischen Afrikanerinnen und deutschen Männern mit der Begründung ab, eine Afrikanerin verstehe nicht zu wirtschaften[9]. Afro-deutsche Paare in Missionskreisen, bei denen er manchmal zu Gast ist, werden aber nicht explizit kritisiert. Für seinen Kollegen Ewald, der, um die in 4. Generation aus einer afrikanisch-deutschen Ehe stammende Tilla Kleinschmidt zu heiraten, nach Deutschland fliehen muss, hat er mitfühlendes Verständnis[10], zumal Tilla und ihr Bruder Gerhard zu seinem engeren Freundeskreis gehören. Die Empörung, die Gustav Hellmann gegenüber den unehelichen afro-deutschen Kindern im Augustineum empfindet, ist in der Unsittlichkeit des Verhaltens der deutschen Väter begründet. Für die Kinder selbst hat er, obwohl sie lebender Beweis der „Schande“ sind, mitfühlendes Wohlwollen.[11]

Viel häufiger als die einheimische Bevölkerung kritisiert Gustav Hellmann seine nicht-missionsangehörigen Landsleute in der Kolonie. Deren unsittlicher Lebenswandel erscheint ihm so gravierend, dass er sogar bereit ist, die Niederlage Deutschlands im Krieg als Gottes notwendige Strafe und Aufruf zur Umkehr zu akzeptieren.[12] So ist der Blick auf den „Anderen“ zwar im kolonial-rassistsichen Diskurs der Zeit fest verankert; mit dem Rest der weißen Kolonialbevölkerung kann er sich aber auch nicht identifizieren. Vor allem die Regierungsbeamten, Farmer und Minenarbeiter kritisiert er als unsittlich. Gustav Hellmann nimmt damit eine Sonderposition ein, die sich auch in seinem Lebensraum Karibib widerspiegelt - weder Stadt (Beamte, Minenarbeiter), noch Wildnis (Farmer, Missionare), bevölkert von einer kleinen Gruppe pietistischer, bürgerlicher Kolonisten, deren Kreise er auch auf Reisen selten verlässt.

---

4 25. Mai 1911.

5 12. November 1911, über den Hälbichschen Pulverturm in Otjimbingwe.

6 Z. B. 25. Mai 1911, als Missionar Elger die afrikanischen Ochsentreiber ob einer Unachtsamkeit mit der Peitsche schlägt.

7 18. Juni 1922.

8 25. Oktober 1908.

9 18. November 1907.

10 21. Mai 1914.

11 29. April 1910.

12 16. September 1915.

Familiengeschichte[13]

Gustav Hellmann wurde am 5. März 1881 als ältester Sohn des Bandwirkermeisters Gustav Hellmann (2.1.1852- 1.12.1937) und seiner Frau Charlotte, geb. Werbeck, (15.3.1855- 28.3.1932) in Barmen-Wichlingshausen geboren. Sein Vater war zudem „geprüfter Heilgehülfe“ und arbeitete nebenbei als Nachtkrankenpfleger und Zahnheilpraktiker, während die Mutter die Bücher führte und sich um die fünf Kinder kümmerte. Hellmanns waren strenggläubige Christen und durch ihre Wichlingshauser Kirche eng mit der Rheinischen Mission und ihren Aktivitäten verbunden. Gustav und seine Geschwister, Paul (1889-1972), Rudolf (1886-1914), Charlotte (1883-1958) und Elisabeth (1894-1992), hörten seit frühster Jugend Berichte und Predigten von Missionaren und Missionskundlern und nahmen an den Missionsfesten teil. Auch Familienmitglieder waren Missionare – Gustavs Onkel Friedrich Bernsmann, Cousin und Ziehbruder der Mutter, wurde 1874 als Hereromissionar der Rheinischen Mission nach Südwestafrika entsandt, Gustavs Patenonkel Wilhelm Eich war ebenfalls für die Rheinische Mission tätig, erst als Missionar, später als Präses für Südwestafrika.

Nach seiner Konfirmation (Palmarum 1895) beteiligte sich Gustav aktiv beim Barmer Jünglingsverein / CVJM, dem Immanuelsverein, den Weißkreuzlern und den Johannitern. Er entschied sich jedoch nicht für die Missionarslaufbahn, sondern machte eine Ausbildung als Kaufmann. Seine Anstellung bei Paashaus & Dieckerhoff befriedigte ihn weder in geistiger noch in geistlicher Hinsicht. Im Rückblick schreibt er über seine 12 Jahre bei der Firma: „[In Karibib] fühle ich mich recht zufrieden in meinem Beruf, ganz anders wie in Deutschland, wo ich oft unter dem unreellen Geschäftsbetrieb u. der gottlosen Umgebung geseufzt habe. [Dort war es] schwer, Kaufmann u. Christ zu sein.“[14]

Mit 26 Jahren entschied sich Gustav Hellmann als Missionskaufmann nach Südwestafrika zu gehen. Dort arbeitete bereits sein Onkel August Bernsmann, Bruder des Hereromissionars, als Prokurist der Firma E. Hälbich, dem ältesten Handelsunternehmen der Kolonie. Gustav sollte eine Stelle in der seit 1900 bestehenden Niederlassung in Karibib antreten. Am 31. März 1907 fuhr er mit dem Dampfschiff „Kronprinz“ der Ost-Afrika Linie von Amsterdam nach Swakopmund. Obwohl nicht offiziell Angestellter der Mission reiste er als Teil einer

---

13 Die folgenden Informationen wurden aus den erhaltenen Familiendokumenten sowie Interviews mit den Mitgliedern der Familien Hellmann-Jungbluth und Hellmann-Schrey zusammengetragen, da sich weder im Wuppertaler noch im Windhoeker Archiv der Vereinten Evangelischen Mission Aufzeichnungen über Gustav Hellmann finden – wahrscheinlich, da dieser nicht offizieller Missionsangestellter war. Die Akte der Firma Hälbich in den *National Archives of Namibia*, die noch am ehesten Informationen liefern könnte, ist noch nicht archiviert.

14 25. August 1911.

Missionsgruppe, lebte während seiner Junggesellenzeit in Karibib im Missionshaus und fühlte sich als lebendiger Teil der Mission in Afrika. In seinem Tagebuch schreibt er am 18. April 1907: „Ich gehöre, wenn auch nicht äußerlich so doch innerlich voll u. ganz zur Mission u. werde das auch draußen beweisen."

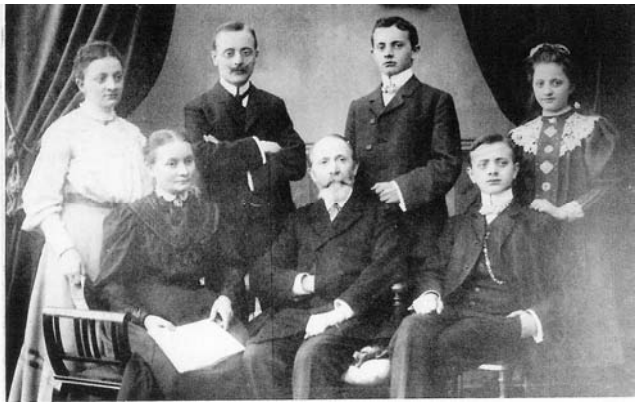

Bild 1: Gustav Hellmann mit Eltern und Geschwistern zu seinem Abschied 1907

Im Karibiber Missionshaus begegnete Gustav Hellmann fast allen deutschen und vielen finnischen Missionaren der Kolonie, die auf der Durchreise zum Missionsantritt, Heimaturlaub oder Konferenzen dort Station machen. Als Harmonium- und Orgelspieler begleitete er nicht nur bei gesellschaftlichen Anlässen, sondern spielte in Missions- und später Gemeindegottesdiensten, sowie bei fast allen Hochzeiten der Missionsangestellten in und um Karibib. Im Juli 1908 beteiligte sich Gustav Hellmann aktiv an der Gründung der evangelischen Gemeinde Karibib und rief im April 1910 mit seinem Kollegen Johannes Metzkes den Karibiber CVJM ins Leben.

Obwohl einer der langjährigsten Mitarbeiter der Firma Hälbich, hatte er kein Interesse an der Leitung einer eigenen Zweigstelle der expandierenden Firma, sondern blieb 16 Jahre in Karibib. Hier trat er auch in die Fußstapfen seines Vaters, indem er für Kolonisten, die nicht in die Hauptstadt zum Zahnarzt reisen konnten, nebenberuflich Zähne zog und provisorische Füllungen machte.

Nach 5 Jahren Afrikaaufenthalt trat Gustav Hellmann im April 1912 seinen ersten Heimaturlaub an, auch mit dem Hintergedanken eine Ehefrau zu finden, da sich manche Hoffnungen mit deutschen Mädchen aus der Kolonie zerschlagen hatten. Nachdem bereits über die Hälfte seines siebenmonatigen Aufenthaltes verstrichen war, besuchte er Ende August seinen Freund Oskar Gerlach, der bei seinem Bruder, dem Pfarrer im kleinen hessischen Dorf Pfieffe, zu Besuch

war. Dort lernte Gustav die Nichte Elisabeth Meyer (12.11. 1883 - 12.12.1955) aus Eschwege kennen, die seit kurzem als Stütze im Pfarrhaus mitarbeitete. Elisabeth stammte ebenfalls aus einer strenggläubigen Familie. Die Gerlachs waren mütterlicherseits vorwiegend Pfarrer und folgten einem pietistischen Lebensstil, bei dem unter anderem Alkohol und Nikotin verpönt waren. Kurz entschlossen machte Gustav Hellmann, nur drei Tage nach dem gemeinsam mit ihr, Freund Oskar und Schwester Lotte verbrachten Wochenende, Elisabeth Meyer einen Heiratsantrag und am 22. September wurde Verlobung gefeiert. Gustav reiste Ende Oktober zurück nach Afrika; Elisabeth kam fünf Monate später, im April 1913, nach. Die Hochzeit wurde in Karibib vollzogen. Das junge Paar zog in eine eigene Wohnung, blieb aber dem Kreis der Mission eng verbunden. Am 29.1. 1914 wurde die erste Tochter, Liselotte, geboren.

Eine Woche nach Ausbruch des ersten Weltkriegs wurde Gustav Hellmann als S.M. Reiter der Schutztruppe verpflichtet und zunächst in Karibib stationiert. Im September 1914 folgte die Versetzung nach Keetmannshoop, dann nach Aus bei Lüderitzbucht. Kampfhandlungen sah er nicht, da er ab Mitte November zur Buchhaltung im Zahlmeisterbüro des Kommandos abgestellt worden war.

Als die Engländer im Frühjahr 1915 immer weiter vorrückten, flohen Elisabeth und Tochter Liselotte Anfang Mai mit mehreren deutschen Karibiber Familien vor den feindlichen Truppen aus Karibib über Grootfontain auf die Farm Gaub der Rheinischen Mission. Während des Aufenthalts in Gaub erkrankte Elisabeth, wie fast alle Flüchtlinge, an Malaria, die sie ihr Leben lang schwächen sollte, zumal sie eine Chininallergie entwickelte. Am 6. Juli wurde auch Gaub von den Buren belagert, gebrandschatzt und erobert. Gleichzeitig wurde Tsumeb eingenommen und Gustav geriet in Kriegsgefangenschaft. Doch bereits eine Woche später kapitulierte Deutsch-Südwestafrika und die Buren entließen ihre Gefangenen, sodass Gustav am 15. Juni in Gaub, nach fast neun Monaten Trennung, mit seiner Familie wieder vereint wurde.

Zurück in Karibib versuchte die Familie ihr Leben in der nun von Engländern besetzten Kolonie wieder aufzunehmen. Die Ausweisung der Schutztruppe Südwests, die Zwangsrepatriierung der deutschen Beamten und der Verlust vieler Freunde und Bekannten belastete die Familie, doch gleichzeitig bot das Leben in der Kolonie einen ruhigen und sicheren Hafen im Vergleich zum kriegsumtobten Europa. Nach zwei schweren Fehlgeburten wurde am 16. 6. 1920 endlich das ersehnte zweite Kind, Erika, in Karibib geboren. Liselotte trat in die deutsche Privatschule Karibib ein. Das langsame Sterben des Geschäftsbetriebs verursacht durch den Verlust deutscher Kunden und die stetig steigende Inflationsrate sowie die immer heftiger werdenden Demonstrationen und Aufstände der von der Unionsregierung unterstützten Eingeborenen, ließen die Familie Hellmann immer wieder die Rückkehr nach Deutschland erwägen, obwohl auch

dort nach dem Krieg und bei steigender Inflation die Zukunft ungewiss war. Den Ausschlag gab schließlich die Abreise von Gustavs jüngster Schwester Elly. Sie hatte im Missionsbüro den Missionarssohn und Exportkaufmann Johannes Schrey aus Sibolga, Sumatra, kennengelernt und folgte ihm nun zur Heirat nach Sumatra.

Bild 2: Gustav Hellmann mit Eltern und Geschwistern wieder in Deutschland 1927

Am 5. Mai 1923 trat die Familie Hellmann mit dem Dampfer „Usaramo“ die Heimreise an. Nach einer kurzen Akklimatisierung in Barmen zogen sie im Oktober 1923 nach Eschwege, in die Heimat Elisabeths. Gustav versuchte sich erfolglos als eigenständiger Kaufmann und im November 1926 kehrte das Ehepaar Hellmann mit Erika nach Barmen zurück, während Liselotte noch das Jahr am Eschweger Lyzeum abschloss. Gustav trat eine Stelle als Buchhalter bei der Schirmfirma Knirps in Wuppertal an. Nach den Jahren üppigen Verdienstes in Deutsch-Südwest waren die finanziellen Verhältnisse nun beengt und das Ehepaar wohnte bis zu seinem Tode in der Farbmühle in Wuppertal zur Untermiete. In der Zeit der Weimarer Republik war Gustav, einst glühender Anhänger des Kaisertums, fasziniert von der aufsteigenden Partei des Nationalsozialismus, die mit der Theorie der „Schande von Versailles“ und den Plänen der Zurückeroberung der Kolonien seine Sympathien fand. Nach der Machtergreifung distanziert sich Gustav Hellmann jedoch von der NSDAP und wurde, unter Einfluss des Wuppertaler Pastors Paul Humburg und der Barmer Bekenntnissynode, 1934 aktives Mitglied der bekennenden Kirche.

Die älteste Tochter Liselotte legte 1933 am Oberlyzeum zu Mittelbarmen das Abitur ab und machte 1936 den Abschluss zur Volksschullehrerin an der Hochschule für Lehrerinnenbildung in Hannover. 1938 heiratete sie den Bankkaufmann Hermann Jungbluth und arbeitete bis zur ihrer Pensionierung als Volksschullehrerin in Kassel. Die zweite Tochter Erika blieb unverheiratet und wurde zunächst Redakteurin der Mädchenausgabe von „Jugend unter dem

Wort“, dann Schriftleiterin bei der Evangelischen Kirchenzeitung „Der Weg“ in Wuppertal.

Gustav Hellmanns Deutsch-Südwest

Der erste Tagebucheintrag von Gustav Hellmann stammt vom 31.3.1907, dem Tag, an dem in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika der Kriegszustand offiziell aufgehoben wurde. Knapp sechs Wochen später betritt er selbst den fremden Boden, der ihm zur zweiten Heimat werden soll. „Jetzt sind die Kriegszeiten wol für immer [vorbei] u. friedlich hebt der neue prächtige Kirchturm der alten Kirche sein Haupt über den idyllischen Platz empor u. giebt dem Ort so etwas überaus anheimelnd gemütliches“, vermerkt Gustav Hellmann am 22. 8. 1907 in seinem Tagebuch. Für die einheimische Bevölkerung dürfte von Idylle und Romantik, wie sie der Kaufmann in seinen Tagebüchern immer wieder erwähnt, wenig zu spüren gewesen sein.

Vor der deutschen Aneignung lebten in Südwestafrika neben anderen Volksgruppen etwa 80.000 Herero und 20.000 Nama. Deutsch-Südwestafrika war das einzige Gebiet unter deutscher Kolonialherrschaft, das als Siedlungskolonie geeignet schien. Zwischen 1898 und 1903 erlebte vor allem das Hereroland einen Ansturm deutscher Siedler, angelockt durch den stabiler gewordenen Frieden und von den wirtschaftlichen Chancen, die Ackerbau und Viehzucht boten. Die Herero wurden systematisch um Land und Vieh gebracht, teilweise durch Betrug, teilweise durch Raub. Die ihnen verbliebenen Viehbestände wurden durch die große Rinderpest 1897 dahingerafft; sie gerieten immer mehr in Abhängigkeit von den deutschen Kolonialisten. Deutsche Händler brachten viele Herero an den Rand der wirtschaftlichen Existenz. Zudem verbreitete sich das Gerücht, die einheimische Bevölkerung solle in Reservaten angesiedelt werden. Für die Deutschen offenbar völlig überraschend begannen die Herero im Januar 1904, sich gegen koloniale Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt aufzulehnen.[15] Im Herbst desselben Jahres begannen auch die Nama im Süden des Landes ihren Krieg gegen die Deutschen. Nach anfänglichen militärischen Erfolgen der einheimischen Kriegsparteien schlug die deutsche „Schutztruppe“ kompromisslos zurück. Deutschland brachte etwa 14.000 Soldaten nach Süd-

15 Die Kriegsursachen sind vielfältig und können an dieser Stelle nicht ausführlich dargelegt werden. In den letzten Jahren sind einige sehr gute Arbeiten zu diesem Thema entstand. So z.B. Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller (Hrsg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003. Jürgen Zimmerer: Deutsche Herrschaft über Afrikaner: Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia. Münster 2004. Susanne Kuß: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Berlin 2010. S. 78-101.

westafrika ein, die in einem durch Gewaltexzesse gekennzeichneten Vernichtungskrieg „Ruhe und Ordnung“ wiederherzustellen suchten. Am 11. August 1904 fand am Waterberg die entscheidende Schlacht zwischen der deutschen „Schutztruppe“ und den Herero statt. Die überlebenden Herero wurden in die wasserlose Omaheke-Wüste getrieben, und der Oberbefehlshaber Lothar von Trotha gab den berüchtigten Vernichtungsbefehl, der schließlich zum Tod eines Großteils der Herero führte. Die Nama verwickelten die deutsche „Schutztruppe“ in einen zermürbenden Kleinkrieg, den diese erst 1907/08 für sich entscheiden konnte.

Bis zum offiziellen Ende des Kolonialkriegs starben mehrere zehntausend Menschen. Ein Großteil der Herero- und Nama-Bevölkerung fiel Kämpfen, Krankheiten, Hunger und Morden zum Opfer. Tausende Afrikaner wurden bis 1908 in Konzentrationslagern interniert, was viele von ihnen nicht überlebten. An „Kaiser’s Geburtstag“, am 27. Januar 1908, wurde die Kriegsgefangenschaft aufgehoben; die überlebenden Herero und Nama wurden entlassen.

Schon 1907 hatte der damalige Gouverneur von Lindequist neue „Eingeborenenverordnungen“ in Kraft gesetzt. Den Herero wurde der Besitz von Vieh und Land untersagt, und sie waren verpflichtet, ständig eine sogenannte Passmarke zur persönlichen Identifizierung zu tragen. Die Nummern auf den Marken wurden nach Bezirken in ein fortlaufendes Register eingetragen, das auch den Ort und die Dauer einer Anstellung festhielt. Wohnen durften die Herero nur noch auf den Farmen und in der Nähe größerer Ortschaften. Anhäufungen von mehr als zehn Familien wurden verboten. Die Überlebenden des Völkermords wurden systematisch ihrer Rechte beraubt. Sie sollten als billige Arbeitskräfte auf Farmen, beim Bau von Eisenbahnstrecken, in Bergwerken oder Minen dienen, die nach Diamantenfunden in der Lüderitzbucht 1908 neu entstanden.

Gustav Hellmann kommentiert an verschiedenen Stellen in seinen Tagebüchern die historischen Ereignisse um und nach dem Kolonialkrieg in der Kolonie. Seine Haltung ist eindeutig: Die Herero sind selber Schuld an ihrer Vernichtung. Mit Wehmut gedenkt er der gefallenen Deutschen, die Herero kann er nicht bedauern. „Die Herero als Volk sind dahin“, bemerkt er beim Besuch eines Schlachtfelds im Juni 1908. Dort bei Omaruru ist der Krieg noch sehr präsent. Knochen und Schädel der Getöteten hatte man einfach liegen gelassen. An anderer Stelle berichtet Hellmann, „Ovamboschädel“ seien von deutschen Soldaten „gesammelt u. als Andenken präpariert“ worden (6. Juni 1909). Noch einmal, im Februar 1910, besichtigt er ein Schlachtfeld, „da grinsten mich die Schädel u. Knochen der gefallenen Herero an, die hier ihr Leben für die Freiheit ihres Volkes lassen mußten. Jetzt ist das Hererovolk kein Volk mehr, wird auch kein’s mehr werden, sie wollten sich vom Wort Gottes nicht strafen lassen“, bestätigt er in seinem Tagebucheintrag den von Deutschen begangenen Völkermord. Ge-

radezu touristisch muten seine Besuche der Schlachtfelder an; die unbestatteten menschlichen Überreste sind ihm Zeugnis eines aus seiner Sicht gerechten Gottesgerichts.

Die „Nachricht von dem Tode des übelberüchtigten deutschfeindlichen Häuptlings *Nechale*“, der 1905 das Fort Namutoni im Norden der Kolonien angegriffen hatte, erfreut ihn im Mai 1908 so sehr, dass er einen Artikel über die Ereignisse verfasst, den er an verschiedene deutsche Zeitungen verkauft.

Zum Schicksal der „letzten aus dem Stamme der Hottentotten“ zitiert Gustav Hellmann ausführlich aus einem Artikel in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung vom 10. Juni 1910. Dort wird über die Deportation kriegsgefangener „Stinirman, Witboi u. Jeftaleute“ nach Kamerun berichtet, wo sie „als Plantagenarbeiter Verwendung finden sollen“. Unkommentiert bleibt der Beitrag, in dem den Betroffenen das Recht abgesprochen wird, über das Ziel der Reise unterrichtet zu werden. 1912 waren von den 93 deportierten Personen noch 38 am Leben. Auf Initiative der Rheinischen Mission wurden die Überlebenden schließlich 1913 zurückgebracht.[16]

Insgesamt kommentiert er den historischen Kontext vor Ort aber eher am Rande. Seine Welt ist eine durch und durch deutsche, in dem die einheimische Bevölkerung eher als Störfaktor erscheint. Swakopmund wirkt fast wie eine deutsche Hafenstadt, stellt er kurz nach seiner Ankunft fest (18. April 1907). Die Landschaft ist wild-romantisch und auf ausgedehnten Ausflügen zu erkunden. Deutsches Essen, deutsches Wesen, dazu ein gelegentliches Promenadenkonzert; das Leben in der engen Gruppe pietistischer Kolonisten konstruiert Hellmann als Idylle in der Fremde. Im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung sieht Hellmann eine natürliche Ordnung gespiegelt. „Es war ein schöner, malerischer Anblick“, schwärmt er nach einem Gottesdienst im Januar 1908, „Schwarze u. Weiße, Herren u. Knechte“.

Wenngleich Hellmann nicht als Missionar, sondern als Kaufmann nach Deutsch-Südwestafrika ging, fühlte er sich der Mission zugehörig, die schon lange in der Region tätig war. Am 23. September 1828 war der Zusammenschluss der drei Missionsvereine der Preußischen Rheinprovinz in Elberfeld, Barmen und Köln zur Rheinischen Missionsgesellschaft erfolgt. Schon ein Jahr später reisten die ersten Missionare nach Südafrika. 1842 trafen die Barmener Missionare Carl Hugo Hahn und Franz Heinrich Kleinschmidt in Windhoek und damit im Gebiet der späteren Kolonie Deutsch-Südwestafrika ein.[17] In den

---

16 Siehe Werner Hillebrecht. Die Nama und der Krieg im Süden. In: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.). Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 2003. S. 132.

17 Die Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft und ihrer Tätigkeit in „Deutsch-Südwestafrika“ kann an dieser Stelle nicht erzählt werden. Siehe dazu z.B.: Thorsten Althena; „Ein Häuflein Chrsieten mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils“ – Zum

nächsten Jahren wurden verschiedene Missionsstationen eingerichtet, so 1849 in Otjimbingwe und 1850 in Okahandja. Hahn war schon früh der Ansicht, dass für die Missionierung der Herero mehr als nur fromme Predigten nötig seien.[18] Missionshandwerker und -kaufleute seien nötig, um auf den Stationen die Mission zu unterstützen und stabile Verhältnisse herbeizuführen. Europäische Händler und Siedler, so Hahn, seien wegen ihrer egoistischen ökonomischen Interessen nicht in der Lage, als Vorbilder für die einheimische Bevölkerung zu dienen.[19] 1863, so rekapituliert Gustav Hellmann am 12. November 1911 die Geschichte seines Arbeitgebers, habe sich der „Büchsenmacher Eduard Hälbich" als Angestellter der Missionshandelsgesellschaft in Otjimbingue niedergelassen. Hahn hatte außerdem den „Wagenbauer Tamm und den Landwirt Redecker"[20] mitgebracht. Die Rheinische Mission wurde zu einem der größten Landbesitzer in Südwest, richtete einen Laden ein, in dem auch Gewehre und Pulver verkauft wurden. Die Missionshandelsgesellschaft „konnte nicht recht leben und sterben und löste sich daher bald auf". Tatsächlich gab es seit 1870 Probleme zwischen Hahn und der Rheinischen Missionsgesellschaft, die die strikte Trennung von Handel und Mission forderte. Da Hahn eine genau gegenteilige Strategie verfolgte, trat er aus dem Dienst der Missionsgesellschaft aus, für die er in Südwestafrika inzwischen dreizehn Missionsstationen errichtet hatte. Hälbich habe sich anschließend als Wagenbauer und Händler selbstständig gemacht (ebd.), erzählt Hellmann.[21] Eduard Hälbich war viele Jahre als Kaufmann und Händler in Otjimbingwe tätig. Als Architekt und Baumeister war er für den Bau der 1867 eingeweihten Rheinischen Missionskirche in Otjimbingwe verantwortlich. Er errichtete eine Wagenbaufabrik und erwarb umfangreiche Ländereien, auf denen eine Siedlung entstand, die am 1. Juni 1900 den Namen Karibib erhielt. Um 1897 eröffnete Hälbich auch in Karibib einen Laden und wurde 1909 Bürgermeister dieser Stadt. „Hälbichs sind nette Leute, ernste Christen", vermerkt Gustav Hellmann kurz nach seiner Ankunft im Tagebuch.

Immer wieder zeigen sich in seinen Tagebüchern anti-katholische Ressentiments. „Rom macht [sich] auch hier breit, gerade war ein neues Krankenhaus im Bau. Br. *Vedder* wollte Anfangs friedlich mit den *Patres* arbeiten, war aber unmöglich, warum? Kurz gesagt, die ganze Gesellschaft ist *Jesu*itisch gesonnen,

---

Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884-1918. Münster, 2003. Nils Ole Oermann: Mission, Church and State Relations in South West Africa under German Rule (1885-1915). Stuttgart, 1999.

18 Siehe z.B. Thomas Braun: Die Rheinische Missionsgesellschaft und der Missionshandel im 19. Jahrhundert. Erlangen, 1992.

19 Oermann (Anmerkung 3), S. 50.

20 Heinrich Drießlich: Die Rheinische Mission in Südwestafrika. Gütersloh, 1932, S. 71.

21 Die Geschichte der Firma Hälbich wartet noch auf ihre Aufarbeitung.

unaufrichtig“, notiert er kurz nach seiner Ankunft im Tagebuch (9. Mai 1907). Selbst ihre Kirchen wüssten die Katholiken nicht an strategische wichtige Stellen zu bauen. „Während die kathol. Kirche gedrückt zwischen den Häusern liegend fast gar nicht zur Geltung kommt (wie auch seine Diener), die evangelische Kirche dagegen, mit sammt ihrer Schwester, der Missionskirche steht, weithin sichtbar, auf Bergeshöhe u. beherrscht die ganze Stadt“, bemerkt Hellmann am 6. Juni 1909. Erfolglos bleibt seiner Meinung nach die katholische Missionierungsarbeit. „Die kathol. Mission genießt wenig Sympathien, eines Teils durch das herausfordernde Auftreten der Patres, andererseits durch deren alles andere wie ‚gottseligen Wandel‘“, heißt es am 20. Mai 1911. Dass auch die protestantischen Missionare sich fragwürdiger Methoden bedienen, wird von ihm nicht hinterfragt. Dass die „Eingeborenen“ durch die Missionare erzogen werden müssen, steht für ihn außer Frage. Als „Humoreske“ erzählt er die Geschichte der unpünktlichen „Bergdamara“: „Eines Sonntags, als die Herren Eingeborenen wieder so bummelich ran kamen, ging er [der Missionar, die Verf.] nach dem Läuten wie gewöhnlich in’s Gotteshaus, aber diese Mal nicht im geistlichen Gewande, sondern in Kappe und Hausjoppe, trieb die nicht wenig erstaunten Bergdamara hinaus, schloß die Türe und hielt der ganz verblüfften Gemeinde vor der Kirche eine Predigt ähnlich der des bekannten Kapuzinermönches in ‚Wallensteins Lager‘. Und die Wirkung? Am nächsten Sonntag war die Bergdamara-Gemeinde vollzählig u. pünktlich beisammen.“ (29. April 1910)

Im Gegensatz zur katholischen Mission, so Hellmann, sei die protestantische erfolgreich: „Das Heidentum als solches ist völlig überwunden“, berichtet Hellmann am 2. März 1912. Allerdings handele es sich Großteils um eine oberflächliche Christianisierung, und Hellmann gibt zu, dass nur eine kleine Zahl als „wirkliche Christen“ bezeichnet werden könne.

In der Distanz seines Heimaturlaubs 1912 ist es nicht zuletzt eine Unterhaltung mit dem Missionsinspektor Spieker, die Gustav Hellmann die Augen öffnet für die Zustände in Deutsch-Südwestafrika. „Was mich tief geschmerzt, ist [daß] ich soviel Böses über unsere weißen Landsleute erfahren muß, so schlimm hatte ich’s wo ich drüben mitten zwischen stand doch nicht angesehen. Was für Berge von Sünden gemeinster Art haben die Deutschen in den 27 Jahren ihrer Herrschaft schon aufgetürmt“, schreibt er am 25. Juni 1912 entsetzt in sein Tagebuch. Wenn die Menschen nichts mehr vom Evangelium wissen wollen, schließt er, bricht die „tierische Natur brutal“ hervor.

1914 wird auch vermeintliche Idylle, die die kleine Gruppe deutscher Pietisten für Hellmann darstellt, empfindlich gestört. „C’est la guerre“, setzt Gustav Hellmann seinem Tagebucheintrag vom 9. August 1914 voran. Unmittelbar nach dem Kriegsbeginn in Europa greift der Konflikt auch auf die Kolonien über. Großbritannien ordnet Angriffe auf „Besitzungen“ an, und das Tagebuch

spricht vom „treulose[n] England“. In Deutsch-Südwestafrika wird die „Schutztruppe“ durch Reservisten und Freiwillige auf rund 5.000 Mann aufgestockt.[22] Das Kommando übernimmt zunächst Oberstleutnant Joachim von Heydebreck (1861–1914). „So bin ich dann nun S.M. Reiter der Schutztruppe“, berichtet Hellmann am 14. August 1914 und hofft, den Krieg in heimatlichen Gefilden verbringen zu können.

Es kommt aber im aber September 1914 im Süden der Kolonie zu Gefechten mit Soldaten der Südafrikanischen Union, die bestrebt ist, möglichst schnell deutsche Marinebasen zu besetzen, um von dort sowie von Süden aus die Eroberung Deutsch-Südwestafrikas voranzutreiben. So muss auch Hellmann die Familie zurücklassen und in den Süden ziehen. Seine Versuche, nach Karibib zurückversetzt zu werden, scheitern. Berichte über erste Verluste und den Tod auch ihm bekannter Personen lassen den Krieg für ihn eine neue Realität gewinnen.

Im November 1914 stirbt Heydebreck, und sein Nachfolger Viktor Franke übernimmt das Kommando. „Und mußten wir als Nachfolger *v. Heydebrecks* ausgerechnet *Franke* zufällig als Kommandör bekommen, den groeßten Alkoholiker in *Südwest*?“ kritisiert Hellmann das Fehlen von „großen Männern“ in der Kolonie.

Bis Januar 1915 besetzen südafrikanische Truppen die wichtigsten Küstenorte Lüderitzbucht und Swakopmund. Die sich vorwiegend auf Pferden, Kamelen und mit Eselkarren fortbewegenden Deutschen hatten der Übermacht von mehr als 50.000 gut ausgerüsteten Südafrikanern wenig entgegenzusetzen. Trotzdem vermerkt Hellmann jeden kleinen deutschen Sieg und lässt in vielen Einträgen einen unbegründeten Optimismus bezüglich des Kriegsverlaufs erkennen.

Über die Grausamkeiten des Krieges berichtet Hellmann fast lapidar, vor allem, wenn sie sich gegen die einheimische Bevölkerung richtet. Beim Überfall auf eine englische Patrouille werden zwei unverwundete einheimische Soldaten in englischen Diensten sofort aufgehängt, weil, „wie wir den Engländern schon früh erklärt haben, bewaffneten engl. Eingeborenen kein Pardon gegeben wird“ (23. Februar 1915).

Im selben Eintrag berichtet der Kaufmann über das erste größere Gefecht in Swakopmund. Zum ersten Mal scheint ihm und auch anderen Deutschen der Ernst der Lage bewusst geworden zu sein. De facto zieht sich die „Schutztruppe“ unter Franke ab März 1915 sukzessive nach Norden zurück.

Am 5. Mai 1915 besetzen südafrikanische Truppen kampflos Karibib und neun Tage später Windhuk, das vom deutschen Gouverneur Theodor Seitz kurz

22 Zu den Kriegsereignissen siehe u.a. Walter Nuhn: Auf verlorenem Posten - Deutsch-Südwestafrika im Ersten Weltkrieg. Bonn, 2006.

zuvor verlassen worden ist. Aufgrund der aussichtslosen Kriegslage kapitulieren Seitz und Franke am 9. Juli 1915 bei Otavi. Auf deutscher Seite fielen den Kämpfen mehr als 1.300 Menschen zum Opfer, auf südafrikanischer rund 250.

Als sich Hellmann am 16. September wieder zu Wort meldet, ist der Krieg vorbei, die Kolonie ist verloren, und man muss sich damit abfinden dass „auf dem Bezirksamt, der Polizei, in der Kaserne sich die grünröckigen Tommys mausig machen“. So zur Untätigkeit verdammt, können Hellmann und die anderen Deutschen in Südwest das weitere Kriegsgeschehen nur aus der Ferne verfolgen und sind auf die gelegentlich zur Verfügung stehenden deutschen und internationalen Zeitungen angewiesen.

Für die Deutschen bricht mit dem Kriegsende eine schwere Zeit in der verlorenen Kolonie an, was auch die Familie Hellmann zu spüren bekommt. „Das Leben fließt eintönig dahin, das Geschäft fast ganz tot“, klagt Gustav am 31. März 1916. Aus der Ferne kommentiert er die Ereignisse um Verdun. Große Hoffnungen, dass Südwest wieder deutsch wird, scheint man sich nicht zu machen (8. August 1916). Der lange Abschied beginnt mit der erzwungenen Abreise der „Schutztruppe“, über die das Tagebuch am 18. April 1918 berichtet. „Die Zivilbeamten“, so Hellmann, „trifft das gleiche Schicksal“. Dabei hatten gerade jene sich für ein Leben in der Kolonie eingerichtet und sich „Haus u. Farm u. Vieh“ zugelegt. Hunderte Deutsche werden zwangsweise repatriiert. Mit dem Versailler Vertrag wird aus dem „Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika” das „Mandatsgebiet Südwestafrika“ unter südafrikanischer Verwaltung. Noch bis Anfang 1921 steht das Gebiet unter Kriegsrecht.

Als Hellmann im Mai, Juni und September 1922 noch einmal die politische Lage in Südwest kommentiert, ist es vor allem die Angst vor dem „Eingeborenen-Aufstand“, die unter den verbliebenen Deutschen umgeht. „Afrika den Afrikanern“ schallt offenbar verstärkt der Ruf im südlichen Afrika, wofür der Kaufmann kein Verständnis aufbringen kann. Vielmehr spricht Hellmann von der „schwarze[n] Gefahr“, die sich in Demonstrationen und anderen politischen Aktionen Raum schafft. Die Regierung, so seine Ansicht, sieht die Gefahr nicht und bleibt untätig.

Am 6. November schließlich berichtet Hellmann von der beschlossenen Rückkehr nach Deutschland.

„Afrika den Afrikanern“ sollte noch lange Zeit eine politische Utopie bleiben. Südwest blieb noch fast siebzig Jahre südafrikanisches Mandatsgebiet, auf das auch die Apartheidpolitik ausgedehnt wurde, und erkämpfte erst 1990 die Unabhängigkeit.

Frauen in den Kolonien

Gegen Ende der deutschen Kolonialherrschaft lebten ca. 3000 weiße, überwiegend deutsche Frauen im damaligen Deutsch Südwestafrika. Dies entsprach etwa einem Fünftel der gesamten Kolonialbevölkerung.[23] Dabei bildeten diese Frauen keine homogene Gruppe, sondern unterschieden sich in ihrer Herkunft, den Gründen der Einwanderung und ihren Existenzbedingungen erheblich. Verallgemeinernd kann man die weiblichen Kolonialbewohner in zwei große Gruppen einteilen: Missionarinnen und Siedlerinnen.

Die Rheinische Missionsgesellschaft, die seit 1842 in der Kolonie vertreten war, hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts begonnen, die Entsendung von Ehefrauen der Missionare zu fördern, da man bemerkt hatte, dass die Afrikaner besser über ihre Frauen – und diese wiederum von Frauen – zu erreichen waren. Die Missionarsfrauen erledigten in Afrika nicht nur den Haushalt, sondern übernahmen auch die „Mädchen- und Frauenarbeit sowie Kranken- und Armenpflege“ und leiteten in Abwesenheit ihrer Männer die Missionsstation.[24] Dabei sahen sie sich als „Zivilisations- und Kulturträgerinnen“[25], die das Ideal einer christlichen Hausfrau und Mutter nach europäischem bürgerlichen Maßstab vorlebten und weitervermittelten.[26] Außer den Ehefrauen der evangelischen Missionare waren auch Missionsschwestern der katholischen Missionsorden und ihr evangelisches Pendant, die Diakonissen, in der Kolonie vertreten. Ihnen allen war gemeinsam, dass ihre Aufgabenbereiche rein karitativ (vornehmlich Unterricht und Krankenpflege) und nicht missionierend bzw. verkündigend waren.

Die Gruppe der Siedlerinnen umfasste eine größere Vielfalt von Berufen und Schichten. Die meisten von ihnen waren ebenfalls Ehefrauen oder Verwandte – von Regierungsbeamten, Offizieren, Farmern, Handwerkern, Kaufleuten und Minenarbeitern. Unter den ledigen Frauen fanden sich vor allem Krankenschwestern, Lehrerinnen, Verwaltungsangestellte sowie Haushaltshilfen, Schneiderinnen, Wäscherinnen, Köchinnen und Prostituierte.[27] Die Unterschiede zwischen der Hauptstadt und dem Landesinneren und den damit verbundenen

---

23 Kerstin Engelhardt: Missionarinnen und Siedlerinnen. Deutsche Kolonistinnen. In: Hervé, Florence (Hg.): Namibia. Frauen mischen sich ein. Berlin 1993, S. 21-37, hier: S. 21.

24 Engelhardt, S. 22.

25 Engelhardt, S. 23.

26 „Afrikanische Mädchen und junge Frauen sollten unter dem Einfluss der Mission, besonders der Missionarin, zu christlich-treusorgenden Ehefrauen, ordentlichen und fleißigen Hausfrauen und zu christlich-verantwortlichen Müttern heranwachsen.“ (Andreas Eckl: Grundzüge einer feministischen Missionsgeschichtsschreibung. Missionarsgattinnen, Diakonissen und Missionsschwestern in der deutschen kolonialen Frauenmission. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S.132-145, hier: S. 142).

27 Vgl. Engelhardt, S. 30 ff.

Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen war beträchtlich. So versuchte die städtische Bevölkerung die deutschen bürgerlichen Gepflogenheiten beizubehalten und ein dem Mutterland ähnliches Kultur- und Sozialleben zu schaffen.[28] Die Frauen der Oberschicht beschäftigten sich daher hauptsächlich mit Freizeitgestaltung, standesgemäßer Repräsentation und der Beaufsichtigung der afrikanischen Hausangestellten.[29] Die kleinbürgerlichen Ehefrauen der Handwerker und Kaufleute halfen, ähnlich wie in Deutschland, im Betrieb ihrer Ehemänner, bei der Buchhaltung oder im Verkauf.[30] Auch die Rolle der Hauswirtschaftlerinnen unterschied sich im Täglichen wenig von der Heimat. Ganz anders sah die Realität für die Farmersfrauen aus, die oft in großer Abgeschiedenheit und finanzieller Unsicherheit als Selbstversorger hart arbeiten mussten. Neben Haus- und Milchwirtschaft[31] mussten sie Gartenbau betreiben, Kleinvieh züchten, die afrikanischen Arbeitskräfte beaufsichtigten und Grundnahrungsmittel nebst Kleidung herstellen. Nicht wenige scheiterten oder starben – durch Unfälle oder Selbstmord – unter diesen Umständen.[32] Dennoch ergriffen Frauen, vor allem der unteren Schichten, das Angebot der Auswanderung, da sie den schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen in Deutschland entfliehen und in Afrika die Chance für einen sozialen Aufstieg nutzen wollten. Manche Frauen reisten mit der Vorstellung einer schnellen Heirat in einen reichen Haushalt an und waren nicht gewillt, sich lange in mühseligen Arbeitsverhältnissen aufzuhalten.[33] Oft-

---

28 Zur symbolischen Bedeutung dieser Schaffung einer bürgerlichen Privatsphäre in den Kolonien mit ihren Metaphern für Ordnung, Disziplin und Sauberkeit vgl. Dörte Lerp: Zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung. Die Kolonialfrauenschulen in Witzenhausen und Bad Weilbach. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 32-39, hier: S. 38f.

29 Vgl. Engelhardt, S. 32. Dabei blieb man oft dem heimatlichen Standesdünkel verhaftet und „echte Damen“ versuchten sich von den „Dame spielenden Dienstmädchen“ abzugrenzen.

30 Engelhardt, S. 32.

31 „Hühnerzucht, Milch- und Butterwirtschaft, Kochen, Waschen und Plätten setze ich bei allen voraus, denn ohne diese Kenntnisse ist eine weisse Frau draussen hilflos.“ (Maria Kuhn: Die Stellung der Frau in den Kolonien. In: Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1910. Berlin 1910, S. 945-971, hier: S. 960).

32 „Während es einigen gelang, sich eine neue, ökonomisch gesicherte und zufriedenstellende Existenz aufzubauen, scheiterten andere am Klima, am Alltagsleben, an den Finanzen. Von diesen kehrten einige Namibia den Rücken, andere entschlossen sich im Extremfall zur Selbsttötung.“ (Engelhardt, S. 32).

33 So beklagt Kuhn auf dem deutschen Kolonialkongresses 1910: „Die Schwierigkeit bei der Auswahl der Mädchen ist ungeheuer gross; ein Mädchen, das sich hier als anständig und arbeitsfreudig erwiesen hat, ist draussen nur zu leicht binnen wenigen Wochen verdorben.“ (Kuhn, S. 959).

mals blieb nach mehreren erfolglosen Männerbekanntschaften dann nur noch der Weg in die Prostitution.[34]

Um 1900 war Südwestafrika die am dichtesten von Deutschen bevölkerte Kolonie, sowohl in absoluter Anzahl als auch im zahlenmäßigen Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung.[35] Gleichzeitig war es die Kolonie mit dem höchsten Männeranteil[36], da viele Kolonisten Junggesellen waren, aber auch die Ehemänner oder Bräutigame ihre Partnerinnen aus Kostengründen nicht nachholten. Siedler, die gerne heiraten wollten, hatten oft nicht das nötige Geld, um zur Brautschau nach Deutschland zu reisen. Viele Männer gingen auch Ehen oder außereheliche Beziehungen mit einheimischen Frauen ein. Die damit einhergehende Gefahr der „Verkafferung", durch die, so fürchtete man, die Männer ihre Identität als weiße deutsche Kolonisten verlören, wurde primär auf den Mangel an deutschen Mädchen zurückgeführt. Es wurden daher Programme zur Entsendung deutscher Frauen nach Deutsch-Südwestafrika ins Leben gerufen, deren Ziel vorgeblich die Verheiratung und anschließende Produktion von weißem deutschem Nachwuchs und somit die Begrenzung der „Mischehen" und „Mischlingskinder" war. 1905 wurden zudem „Mischehen" verboten, 1907 bereits geschlossene Ehen als nichtig erklärt und 1908 den Kindern aus solchen Eheverhältnissen die deutschen Bürgerrechte aberkannt.[37] Auch in den anderen deutschen Kolonien Ostafrika und Samoa wurden Eheverbote mit einheimischen Frauen erlassen und damit amtlich besiegelt, dass es offiziell keine assimilierte Siedlergesellschaft geben sollte.

Mit der folgenden, nachdrücklich gewünschten Einwanderungswelle der Frauen in die Kolonien begann eine „neue[.] Akzeptanz der deutschen Frau im

---

34 Gustav Hellmann zitiert aus einem Gespräch mit einer Missionarin über ein eingewandertes junges Hausmädchen: „Aber die war jung und wollte das Leben genießen, schloß bald leichtsinnig Bekanntschaften von Herren bekannten Schlages und ‚genoß' das ‚freie' afrikanische Leben in vollen Zügen. Ihre Besuche im Missionshause wurden trotz herzlicher Einladungen immer seltener, es ging abwärts." (Gustav Hellmann, 6. Juni 1909).

35 Vgl. auch Richard Pierard: The Transportation of White Women to German Southwest Afrika, 1898-1914. In: Race 12 (1971), S. 317-322.

36 Gustav Hellman erwähnt den Frauenmangel in seinem ersten Tagebuch bei der Abreise von „Fräulein *Carow*, Schwester von Frau *Merker* in *Okombahe*, eine reiche, fein gebildete Dame, die sich in unserem Land nicht wol fühlte, auch wieder nach Deutschland wollte, eigentlich unerhört bei der Frauennot in *Südwest*." (17. Mai 1908).

37 Beziehungen oder Vergewaltigungen wurden hiermit nicht verhindert, aber die afrikanischen Frauen verloren alle bis dahin auf Grund der Ehe zugestandenen Rechte und Versorgungsansprüche. (Engelhardt, S. 35). Zu den „Mischehen" vgl. auch Dag Henrichsen: »…unerwünscht im Schutzgebiet…nicht schlechthin unsittlich«. »Mischehen« und deren Nachkommen im Visier der Kolonialverwaltung in Deutsch-Südwestafrika. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 80-90.

bis dato eher männlich konnotierten kolonialen Raum.“[38] Damit einher ging eine ideologische Glorifizierung der deutschen Frau als Kulturträgerin und ihre nationalistische Überhöhung.

Das umfassendste Aussiedlungsprogamm wurde von der deutschen Kolonialgesellschaft ins Leben gerufen. Dieser Dachverband der organisierten Kolonialbewegung im Deutschen Reich begann zunächst gezielt mit der finanziellen und organisatorischen Unterstützung für nachfolgende weibliche Angehörige und Verlobte von Siedlern und startete ein Pilotprojekt der Anwerbung, Arbeitsplatzvermittlung und Organisation kostenloser Reisen für alleinstehende Frauen nach Deutsch Südwestafrika. 1898 reisten die ersten Frauen nach Deutsch-Südwest, 1899 erfolgte die zweite, „Weihnachtskiste“[39] genannte, Sendung. Die meisten Teilnehmerinnen heirateten auch, wie erwünscht, in der Kolonie, jedoch war ihre Anzahl begrenzt.[40]
Mit dem Ende des Kolonialkrieges 1907 setzte ein genereller Aufschwung des Kolonialinteresses und der aktiven Besiedlung ein. In diesem Zusammenhang wurde der „Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft“ gegründet, deren expliziter Vorsatz die Werbung, Auswahl, Aussendung von Frauen in die Kolonien war. Der Frauenbund sah die Rolle der Frau in den Kolonien nicht mehr nur als Haushaltshilfe, Krankenschwester oder Missionarin, sondern als „notwenige kulturelle, wirtschaftliche und politische Partnerin des Kolonisten“[41]. Er betonte die Komplimentarität der Geschlechter und erleichterte den sogenannten „Siedlerbräuten“ die bürokratische Organisation der Übersiedlung und die Reisekostenfinanzierung erheblich.[42] Die Zahl der entsandten Frauen stieg stetig bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges.[43] Viele von ihnen heirateten und gründeten einen Hausstand, was eine weitere „Einfuhr“ von deutschen (weiblichen) Angestellten nach sich zog. Die Kolonialgesellschaft war bestrebt, auch ärmeren

---

38 Wildenthal, S. 207.

39 Vgl. die erste umfassende Studie von Pierard und Martha Mamozai: Einheimische und »koloniale« Frauen In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 14-30.

40 Bis 1907 finden sich in den Jahresberichten 501 Bräute, deren Reise unterstützt wurde. (Pierard, S. 318).

41 Wildenthal, S. 206.

42 Engelhardt S. 29.

43 Die exakten Zahlen differieren, doch der Trend war eindeutig. Laut Winkler finanzierte die Deutsche Kolonialgesellschaft zwischen 1898 und 1907 nur 111 unverheiratete Frauen, zwischen 1908 und 1914 aber fuhren 561 Frauen mit dem Frauenbund. (Winkler: Zur kolonialen Frauenfrage. In: Deutsche Kolonialzeitung 29 (1912), S. 258). Engelhardt berichtet, dass 1468 Frauen bis Ende 1912 mit Hilfe der Kolonialgesellschaft nach Deutsch Südwest gereist waren (Engelhardt, S. 30) und nach Pierards Zählung waren bis 1914 die Reisen von 953 Personen durch die Kolonialgesellschaft gesponsert wurden. Davon kehrten 260 zurück oder reisten weiter und 72% blieben. (Pierard, S. 321)

weißen Frauen die Anstellung eines weißen Mädchens zu ermöglichen – zum einen damit die Frauen sich ganz auf ihren Mann und den Erhalt des „Deutschtums“ konzentrieren konnten[44], zum anderen um nicht auf AfrikanerInnen als Bedienstete und Kindermädchen angewiesen zu sein, da diese angeblich nicht den nötigen Reinlichkeitsanspruch hatten und die Kinder verzogen.[45]

Die Mission rekrutierte ihre (Ehe)Frauen unabhängig von der Kolonialgesellschaft. Die meisten Missionarsfrauen stammten aus dem Missionsumkreis, waren über Verwandte, Freundinnen oder Werbeanzeigen in Missionsblättern angeworben worden und oft selbst Pfarrers- oder Missionarstöchter.[46] Daher kamen die sogenannten Missionsbräute – zu denen im weiteren Sinne auch Elisabeth Meyer, die spätere Ehefrau Gustav Hellmanns zählte – vorwiegend aus dem (pietistischen) Bürgertum[47] und bildeten eine relativ homogene Gruppe.

Zusätzlich zu den Aussiedlungsprogrammen der Kolonialgesellschaft wurden Kolonialfrauenschulen zur Vorbereitung von auswanderwilligen deutschen Frauen gegründet. 1908 wurde an der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen eine Abteilung für Frauen eingerichtet, 1911 wurde der wirtschaftlichen Frauenschule in Bad Weilbach eine Kolonialfrauenschule angegliedert und in Carthaus gründeten Franziskanerinnen von Nonnenwerth eine Kolonial-Haushaltungschule.[48] Geworben wurde für diese Schulen vor allem in *Kolonie und Heimat*, der Zeitschrift des kolonialen Frauenbundes, die Berichte über den Alltag und Reiseerlebnisse aus den Kolonien mit Daten und Zahlen der weißen Bevölkerung verband. Die Adressaten dieser Publikation waren „traditionsreiche Soldaten-, Unternehmer- und Beamtenfamilien, also durchwegs ‚bessere Kreise‘“.[49] Witzenhausen hatte sogar den expliziten Anspruch, die Auswanderung

---

44 „Eine Frau in Südwest mit Kindern, die nur Eingeborene zur Hilfe hat, kann kaum noch etwas anderes denken, als an Wirtschaften und Kinderfürsorge. Die geistigen Interessen bleiben liegen, und dadurch kann sie ihrem Mann nicht das bieten, was sie sollte. Der Mann hat meist schwer um seine Existenz zu ringen, und wenn seine Frau ihm nicht etwas Kultur bringt, so wird der schnell verburen. Und dadurch geht er mittelbar auch dem Deutschtum verloren, ähnlich dem Manne, der ein Bastardmädchen geheiratet hat.“ (Kuhn, S. 960).

45 „[Man soll] Kinder nicht Schwarzen überlassen. Sie lernen zu viel Hässliches und sehen Sachen, die sie nicht sehen sollten. Ausserdem ist der Umgang mit Eingeborenen für den Kindercharakter ausserordentlich schädlich, weil die Eingeborenen sie immer als kleine Herren betrachten und ihnen allen Willen tun.“ (Kuhn, S. 960). Auch Elisabeth Hellmann ist der Meinung, dass das schwarze Kindermädchen ihre Tochter verzieht: „Sie war wohl schon durch *Mahangu* verwöhnt, die ist nämlich sehr kinderlieb und hat sie trotz unseres Verbotes oft aus dem Wagen genommen.“ (Elisabeth Hellmann, 29. Mai 1914).

46 Vgl. auch Eckls Studie.

47 Engelhardt, S. 22.

48 Mamozai, S. 19.

49 Mamozai, S. 15.

gebildeter (bürgerlicher und adeliger) Frauen in die deutschen Kolonien zu fördern. Diese wurden jedoch von den Siedlern als zu anspruchsvoll und weniger belastbar als die afrikanischen Frauen oder Frauen unterer Schichten abgelehnt.[50] Die meisten Farmer benötigten vor allem Haushaltshilfen, um Aufgaben wie Waschen, Putzen, Kochen und Nähen zu erledigen. Die Kolonialschulen hatten trotz guter Vorsätze im Endeffekt wenig Einfluss auf die koloniale Bevölkerungspolitik.[51]

Am ehesten wurde die Auswanderung wohl durch die Aktivistinnen der Kolonialverbände[52] und die Veröffentlichung von Kolonialgeschichten und -romanen[53] angeregt, die strotzend von Klischees über Afrikaner und Kolonialheldinnen[54], ein sehr unrealistisches, exotisches Bild zeichneten. Die meisten Farmerinnen und Missionarsfrauen litten an Überarbeitung, Einsamkeit und klimatisch bedingten Krankheiten.[55] Vor allem Magen-Darm-Infektionen, Malaria, Typhus und andere Tropenkrankheiten sowie Skorpion- und Schlangenbisse waren häufig und endeten manchmal tödlich. Für die Frauen kamen die Gefahren der Geburten und der Infektion im Kindbett dazu. Außerdem grassierte die Syphilis und viele ledige Siedlerinnen endeten verschuldet oder alkoholabhängig.[56] Ebenso wie die Missionarinnen wurden die Ehefrauen der Siedler oft hauptsächlich als notwendige Stütze des Mannes gesehen und nach Unfall- oder Kindbetttod durch Neuheirat bald ersetzt. Im Grunde erfolgte hier ein Rückschritt für die Position der Frauen, die in Deutschland gerade an Stimme und Status gewannen.

Aus den zeitgenössischen Quellen ist ersichtlich, dass die deutschen Kolonialfrauen die afrikanischen Lebens- und Denkweisen weder verstanden noch akzeptierten (und dies auch nicht versuchten). Der importierte europäische Moral-

---

50 Lerp, S. 39.

51 Laut Lerp bildete Witzenhausen nur 13, Weilbach zwischen 1911 und 1915 rund 40 Schülerinnen aus. (Lerp, S. 32).

52 Vgl. Britta Schilling: »Deutsche Frauen! Euch und Eure Kinder geht es an« Deutsche Frauen als Aktivistinnen für die koloniale Idee. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 70-78.

53 Vgl. Marianne Bechhaus-Gerst: Die Kolonialschriftstellerin Frieda von Bülow. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 66-69.

54 Mamozai, S. 16.

55 Duldsamkeit wurde vor allem bei Missionsfrauen vorausgesetzt. Gustav Warneck, Begründer der evangelischen Missionswissenschaft, schrieb 1897: „Sie muß tapfer und fröhlich machen, leiden können ohne zu klagen, sanftmütig sein ohne Sentimentalität und helfen und dienen ohne zu ermüden […]. Fromm und frisch, sanft und mutig, gebildet und wirtschaftlich - so ausgerüstet ist dem Missionar sein Weib eine segensreiche Gehilfin in Haus und Amt.“ (Gustav Warneck: Evangelische Missionslehre, S. 225 zitiert nach Eckl, S. 137).

56 Engelhardt S. 31.

kodex – mit seiner Einehe, dem Scheidungsverbot, rigider Sexualmoral, Jungfräulichkeit für die Ehe, repressiver Körperkultur samt bedeckender Kleidung, protestantischer Arbeitsethik, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, dem Mann als Oberhaupt der Familie und der Erziehung der Kinder zu Gehorsam und Disziplin[57] – stand im krassen Gegensatz zu den afrikanischen Gegebenheiten. Genau wie ihre Männer betrachteten die weißen Frauen die afrikanische Bevölkerung mit einem „distanziert-verächtlichen oder amüsiert-paternalistischen Blick"[58]. Das deutsch-bürgerlich-christliche Familienideal und die damit einhergehende Rollenverteilung der Geschlechter wurde als gottgewollt und dem afrikanischen Leben überlegen angesehen.[59] Kontakt zwischen den Frauen der beiden Kulturkreise erfolgte nur in der Sphäre des weißen Haushaltes, wo die Rollen von Herrin und Dienerin eindeutig festgelegt waren: „Das Verhältnis zwischen Kolonisatorinnen und AfrikanerInnen definierte sich über Herrschaft und Unterdrückung."[60] Es schien notwendig, die afrikanischen Haushaltshilfen zur Arbeit zu erziehen und ihnen Reinlichkeit (von Körper, Haus und Wäsche), Ordentlichkeit, Handarbeiten und europäische Kochweise beizubringen (wobei auf strikte Trennung der Utensilien geachtet wurde[61]). Typische Kommentare in Artikeln, Büchern und privaten Tagebüchern bezeichnen die schwarzen Frauen als schmutzig, stinkend, hässlich, dumm, faul, unzuverlässig, dreist, diebisch, heimtückisch oder kokett, ausgenommen waren manchmal die Kindermädchen oder Ammen.[62] „Deutsche Kolonialfrauen haben Bände gefüllt mit gehässigen Behauptungen über einheimische Frauen und damit tatkräftig zur Entstehung, Verbreitung, Popularisierung und Verfestigung von Stereotypen und Vorurteilen beigetragen"[63]. Untrennbar verwoben mit der kulturellen Arroganz war das Rassedenken, dass die Kolonialbewohner mitbrachten und das sich scheinbar in ih-

57 Engelhardt S. 25.

58 Engelhardt, S. 23.

59 Ebd.

60 Engelhardt, S. 36.

61 Der Ekel mit Afrikanern aus einem Topf zu essen oder gemeinsames Geschirr zu benutzen, wird in vielen autobiographischen Schriften weißer deutscher Frauen aus den Kolonien beschrieben. (Vgl. Marianne Bechhaus-Gerst: Selbstzeugnisse reisender Frauen in Afrika. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 50-56, hier: S. 55f.) Auch Elisabeth Hellmann fühlt sich bemüßigt, der deutschen Tante zu versichern: „Als wir in Otjimbojo waren, hat die Mali allein gekocht u. Brot gebacken (erschrick nicht, liebe Tante *Emma*, sie wäscht sich jedesmal die Hände, sie hat ihr eigenes Handtuch in der Küche)." (Elisabeth Hellmann, 6. Oktober 1917).

62 Zahlreiche Beispiele finden sich bei Martha Mamozai: Herrenmenschen. Frauen im deutschen Kolonialismus. Reinbek b. Hamburg 1982, S 161ff und Martha Mamozai: Schwarze Fraue, weisse Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien. Reinbek b. Hamburg 1989, S. 159ff sowie bei Engelhardt S. 33.

63 Mamozai, S. 29.

ren Erfahrungen bestätigte: „Das von den Kolonialistinnen unter anderem zwecks eigener Herrschafts- und Verhaltenslegitimierung gezeichnete Bild der afrikanischen Bevölkerung was durchgängig klischeehaft und rassistisch, entsprach damit dem rassistischen Bewusstsein in Deutschland und bestärkte es zugleich.“[64] Die weißen Frauen waren aktive Teilhaberinnen und Verstärkerinnen der Diskriminierung der afrikanischen Bevölkerung: „Die einheimischen Frauen hatten [ ] eine dreifache Bürde zu tragen: die traditionellen patriarchalischen Bräuche, die koloniale Herrschaft und die zweifelhafte Behandlung durch ihre europäischen Geschlechtsgenossinnen.“[65] Damit perpetuierten die Siedlerinnen die kolonialen Herrschaftsverhältnisse, in denen sie selbst gefangen waren.[66] Der ausgelebte Herrschaftsstatus der weißen Frau gegenüber der schwarzen Geschlechtsgenossin – abgeleitet von Hautfarbe, nationaler Herkunft und der Fähigkeit, weiße deutsche Kinder zu gebären – verdrängte die Tatsache, dass die Kolonialistinnen aufgrund ihres Geschlechts in der weißen Gesellschaft weitgehend machtlos waren; das 1909 eingeführte Zensuswahlrecht schloss sie aus.[67] „Indem sich die deutschen Frauen aber mit dieser Rolle und den Zielen und Werten ihrer Herren identifizierten, verdrängten sie nicht nur ihre eigene Unterdrückung, sondern beraubten sich außerdem der Chance, den Aufenthalt unter fremden Völkern als Lernprozess zu nutzen.“[68] Die Freiheiten und Rechte, die einheimischen Frauen in ihren Gesellschaften genossen, wurden als solche nicht erkannt und konnten auf Grund der rassistischen und kulturellen Vorurteile nicht als Vorbild für die Emanzipation der Kolonialistinnen dienen. Sympathie mit oder gar Akzeptanz der Afrikanerinnen als Geschlechtsgenossinnen lag außerhalb des Vorstellungshorizonts der weißen Frauen.[69] „Sie solidarisierten sich nicht mit den Afrikanerinnen auf der Basis des Geschlechts, im Gegenteil. Die einheimischen Frauen galten als mögliche Konkurrentinnen, deshalb als Bedrohung.“[70]

Die postkoloniale Debatte, die bisher vor allem im Zusammenhang mit den Kolonien des *British Empire* geführt wurde, war lange einem stereotypen Bild

---

64 Engelhardt, S. 36. Als Beispiel sei Hedwig Irle zitiert: „alle Völkerschaften Südwestafrikas [stehen] auf einer sehr niedrigen Kulturstufe“ (Hedwig Irle: Unsere schwarzen Landsleute in Deutsch-Südwestafrika. Gütersloh 1911, S. 56).

65 Frances Gouda: Das »unterlegene« Geschlecht der »überlegenen« Rasse. Kolonialgeschichte und Geschlechterverhältnisse. In: Schissler, Hanna (Hg): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt a.M./New York 1993, S. 185-204, hier: S. 199.

66 Vorwort. Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Leutner (Hg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 10.

67 Engelhard, S. 31.

68 Mamozai, S. 30.

69 Wildenthal, S. 204.

70 Engelhardt, S. 36/37. In blinder Akzeptanz der vorherrschenden Stereotypen wurden die Afrikanerinnen als erotische Versuchung, ohne Intelligenz angesehen, während die deutsche Frau gebildet und keusch war. (Dietrich, S. 178.)

der Kolonialgesellschaft verhaftet, in dem die Frau entweder als Opfer des weißen Mannes oder seine Mittäterin gesehen wurde. Während die weißen Männer als „Inkarnation von Härte, Mut und Selbstdisziplin“[71] galten, wurden sowohl die Frauen als auch die einheimische Bevölkerung unterdrückt – weiße Frauen auf Grund ihrer Empfindsamkeit und die AfrikanerInnen aus Mangel an Selbstdisziplin. Damit waren beide „verletzlich und schwach […], in der häuslichen Sphäre gefangen und politisch inkompetent.“[72] Es ist jedoch zu simplistisch, Kolonialismus als binäres Konstrukt von Mann-Frau, Schwarz-Weiß, Herrscher-Beherrschte zu sehen; vielmehr ist die Kolonialgesellschaft ein komplexes soziales Gefüge, in dem „Rasse“, Klasse und Geschlecht miteinander verknüpft sind. Jane Haggis propagiert ein Alternativmodell der imperialistischen Machtmatrix. Hier interagieren Geschlecht, „Rasse“ und Stand dreidimensional miteinander,[73] und jedes koloniale Subjekt liegt in ihrem Spannungsfeld. Auch die Analyse der Frauen in Deutsch-Südwestafrika hat gezeigt, dass diese in einer fluiden, plastischen Matrix operieren.

71 Gouda, S. 194.

72 Ebd.

73 Jane Haggis: Gendering Colonialism or Colonising Gender? Recent Women's Studies Approaches to White Women and the History of British Colonialism. Women's Studies International Forum 13:1/2 (1990), S. 105-115.

Die Tagebücher des Gustav Hellmann